ALINA JIPP



FINDING ME

DESTINY'S CHOICE

Destiny's Choice – Finding me

Leseprobe

Alina Jipp

© Alina Jipp. Alle Rechte vorbehalten.

Springbreak

Dean

Springbreak bedeutete feiern ohne Ende und genau das wollte ich tun. Auch wenn die Art, auf die meine Kommilitonen das machten, nicht unbedingt meinen Vorstellungen entsprach. Oder zumindest das, was sich meine Kommilitonen darunter vorstellten. Bierpong war nicht wirklich mein Ding, aber die Musik war ganz in Ordnung, und die Stimmung spitze. Dennoch wollte ich mehr. Ich hatte meine eigene Art, um die Party zu verbessern. Zwei heiße Weiber - Zwillinge noch dazu - und eine Flasche Schampus. Was brauchte es mehr, um den perfekten Abend zu erleben? Na ja, das war vielleicht etwas übertrieben, aber gut war er auf jeden Fall, und er hatte obendrein noch Möglichkeiten, sich zu steigern. Daisy - oder war es Tiffany? - eigentlich egal, eine kicherte jedenfalls und setzte die Flasche gleich an den Mund. Dabei legte sie ihren Kopf extra nach hinten, um besser schlucken zu können. Im Grunde konnte ich dieses alberne Gehabe nicht ausstehen, doch heute hatte ich bereits so viel getrunken, dass mir sogar das sympathisch war. Eventuell gefielen mir auch einfach die Blicke der anderen, denen sehr wohl klar war, dass sie gegen mich keine Chance hatten. Selbst meine Kumpels wussten das, nahmen es aber mit Humor. Der Name Kennedy und das Geld meiner Familie zogen die Weiber an wie die Motten das Licht.

Springbreak - das Ende des Wintersemesters, und ich hatte es noch einmal geschafft, nicht von der Uni zu fliegen. Zum Teil lag das wahrscheinlich ebenfalls an meinem Namen. Obwohl ich nicht mit den Kennedys verwandt war, oder zumindest nur um zwanzig Ecken, so öffnete dieser Name in der Tat viele Türen. »Nomen est omen«, wie man so schön sagt. Die Kohle meines Vaters störte dabei natürlich auch nicht. Immerhin spendete er der Universität jedes Jahr beträchtliche Summen. Die Profs hatten jedenfalls beide Augen zugedrückt und mich trotz diverser Fehlzeiten nicht überall durchfallen lassen. Das musste ich einfach feiern, bis die Schwarte krachte. Was sollte ich auch sonst tun? Zu Hause hocken und mich langweilen? Meine Eltern hielten sich nicht in der Stadt auf - wann waren sie auch mal hier? Ich hatte also sturmfrei, und vielleicht konnte ich die Zwillinge zum Nacktbaden in unserem Pool überreden. Das wäre noch besser als diese Party hier im Haus von irgendwem.

Allein bei dem Gedanken an die beiden neunzehnjährigen Cheerleader ohne Klamotten, lief mir das Wasser im Mund zusammen. Ich konnte fast jede haben. Also warum zögern, wenn die Auswahl so gut war? Zudem waren Zwillinge etwas Besonderes, sozusagen das Sahnehäubchen, ein solches Vergnügen hatte ich bisher noch nicht gehabt. Das wollte ich mir einfach nicht entgehen lassen.

»Kommt, Ladys, wir machen eine Spritztour mit meinem Porsche und fahren zu mir. Die Party ist doch ziemlich lahm.« Das stimmte so zwar nicht, aber Sex war besser als saufen, und auf Zuschauer stand ich nicht so. Jemand könnte Bilder machen oder mich filmen, dann wäre es garantiert aus mit der Großzügigkeit meiner Eltern. Sie machten viel mit, duldeten auch, dass ich im vierten Studienjahr noch immer kein Hauptfach gewählt

hatte, nur wenn es um ihren Ruf ging, da hörte der Spaß auf. Der Schein war schon immer wichtiger gewesen als alles andere. Was man hinter verschlossenen Türen tat, war dagegen völlig egal. Hauptsache, die Öffentlichkeit bekam nichts davon mit. Mein Vater vögelte seine Sekretärin - bedeutungslos. Meine Mutter trank bereits morgens um sieben Uhr Wodka - ging keinen etwas an. Wichtig war nur, dass sie auf Veranstaltungen nüchtern war, sich Hand in Hand mit ihrem - sie liebenden - Ehemann zeigte und lächelte, lächelte und noch einmal lächelte. Damit am nächsten Tag in allen Zeitungen etwas Positives über das Vorzeigepaar Theodor und Valeria Kennedy stand und Kennedy Enterprises in der Folge noch lukrativere Geschäfte abschloss. Später sollte ich genauso sein und in Dads Fußstapfen treten. Glücklicherweise zwang er mich nicht dazu, das schon jetzt zu tun. Seiner Meinung nach durfte ich mir ruhig die Hörner zuerst richtig abstoßen, solange es niemand erfuhr. Irgendwann würde ich dann sicher so weit sein, um in die Firma einzusteigen. Viel Sinn sah ich darin allerdings nicht. Ich konnte doch einen Geschäftsführer einstellen und einfach das Geld kassieren, aber das musste ich Dad ja nicht auf die Nase binden.

Tiffany und Daisy folgten mir aufgeregt zum Parkplatz. Man, war der heute voll besetzt mit Edelkarossen. Hoffentlich hatte keiner meinen Wagen zerkratzt, sonst würde ich ausrasten. Den 911-Turbo hatte ich erst zu Weihnachten bekommen, und der war mein Heiligtum. Zum Glück war alles in Ordnung, wie mir ein Rundumblick zeigte.

»Der hat ja nur zwei Sitze.« Tiffany - oder war es Daisy? Ich sollte die beiden irgendwie markieren - schmollte.

»Ach, das macht doch nichts. Mit eurer Hammerfigur passt ihr doch locker zu zweit auf den Sitz, und wir haben es ja nicht

weit.« Das stimmte zwar nicht so ganz, von diesem Haus bis zum Wohnsitz meiner Familie musste man schon zwanzig Minuten fahren, aber darüber wollte ich jetzt nicht diskutieren. Wenn die Zwillinge erst einmal im Wagen saßen, wäre die Entfernung sicher bald zweitrangig. Morgen früh konnte ich ihnen ja ein Taxi bestellen. Tagsüber gab es ständig Polizeikontrollen. Jetzt, um ein Uhr nachts, war es dunkel genug, um nicht gleich gesehen zu werden, zumal die Cops während des Springbreaks sowieso oft beide Augen zudrückten. Angehalten zu werden wäre so oder so eine Katastrophe. Mein Alkoholpegel war viel zu hoch und die Mädchen erst neunzehn, also zu jung, um Alkohol überhaupt konsumieren zu dürfen. Aber das interessierte mich heute nicht, ich war ein Sonntagskind, und auch hier würde mir nichts passieren. Nach drei Minuten Diskussion zwischen den Zwillingen stiegen sie schließlich ein.

»Na geht doch«, murmelte ich, schwang meinen Arsch auf den Fahrersitz und ließ das Verdeck herunter. Natürlich war mein 911er ein Cabrio, immerhin lebten wir im Sonnenstaat Florida, und obwohl es erst März war, sanken die Temperaturen in dieser Nacht kaum unter zwanzig Grad. Ich drehte die Musik laut auf und fuhr los. Anfangs für meinen Geschmack viel zu langsam, denn sowohl der Parkplatz als auch die Straße waren völlig zugeparkt. Endlich hatte ich die nähere Umgebung der Party verlassen und gab Gas. Der Wagen flog nur so über die Fahrbahn, und die langen, blonden Haare der Zwillinge wehten im Wind. Konnte es etwas Schöneres geben?

Wir hörten Musik, lachten und redeten. So dämlich, wie ich vermutet hatte, waren die beiden gar nicht. Sie studierten in Harvard, während ich es nur in der Stadt zur Uni geschafft hatte. Aber wen interessierte das schon? Ich brauchte keinen Ab-

schluss einer Elite-Uni, denn auch ohne würde mir das Geld nie ausgehen. Ich sah gar nicht ein, mich wie mein Vater abzurackern und dabei meine Familie zu vernachlässigen. Mein Leben gehörte nur mir, und ich wollte nichts anderes, als mich zu amüsieren. Arbeiten war etwas für arme Schlucker und Idioten, die nicht wussten, wie schön das Leben sein konnte. Seit mir bekannt war, dass die Zwillinge nur zu Besuch in der Stadt weilten, gefielen sie mir noch besser. So erwarteten sie wenigstens keine Beziehung mit mir und waren offen, sonst wären sie wohl kaum zu mir in den Wagen gestiegen. Hoffentlich so offen, dass wir später zu dritt das Bett teilen konnten.

Das Lied wechselte zu Highway To Hell, und ich trat automatisch fester aufs Gas. Dass wir uns noch immer innerhalb der Stadt befanden, interessierte mich nicht. In dieser Gegend hatten die Cops Besseres zu tun, als auf Raser zu achten. Hier lebte der Abschaum von Miami. Die Siedlungen, in denen die Sozialfälle hausten, standen dicht an dicht. Nur die zum Stadtrand angrenzenden Trailer-Parks waren noch schlimmer. Dort liefen wahrscheinlich um diese Uhrzeit nur Gauner, Verbrecher, Alkoholiker und Drogensüchtige herum. Mit meinem 911er war es besser, so schnell wie möglich zu verschwinden, ehe sich noch jemand an meinem Baby vergreifen konnte. Gerade dachte ich darüber nach, als ich abgelenkt wurde. Eines der Mädel hatte mit einem Mal eine Zigarette in der Hand.

»Hey, in meinem Wagen wird nicht geraucht!« Nicht auszudenken wenn sie mir ein Loch ins Leder der Sitze brennen würde. Einen winzigen Moment lang - es konnten nicht mehr als zwei Sekunden gewesen sein - war ich nicht bei der Sache, und schon nahm das Unglück seinen Lauf. Es ging alles so schnell, dass ich nur Bruchstücke vor meinen Augen sah.

Ein Wagen mit defekten Rücklichtern tauchte direkt vor mir auf. Mit voller Kraft trat ich auf die Bremse. Der Wagen brach aus. Wir schleuderten direkt auf ein Haus zu, durchbrachen die großen Fensterscheiben und einen Teil der Mauer. Überall war Staub. Steine und Scherben prasselten auf uns herab. Ein schriller Schrei drang an meine Ohren, als eine der Zwillinge aus dem Wagen geschleudert wurde. Dann war alles still, und es wurde dunkel.

Hoffnung?

Destiny Arizona

Als der Wecker klingelte, stand ich nur widerwillig auf. Heute war ich so müde wie schon ewig nicht mehr. In der Nacht musste sich Virginia vor Husten zweimal übergeben. Dadurch hatte auch ich so gut wie gar nicht geschlafen, da ich unbedingt verhindern wollte, dass unsere Mutter oder die anderen Kinder geweckt wurden. Im Trailer eine fast unmögliche Aufgabe, immerhin waren die Wände kaum dicker als Papier. Aber ich hatte es trotzdem irgendwie geschafft. Außer der Kleinen und mir konnten alle durchschlafen. Sie müsste dringend zum Arzt, aber wie sollten wir das bezahlen? Obwohl wir, dank Obama Care, jetzt wenigstens einen Versicherungsschutz hatten, so übernahm diese Versicherung doch längst nicht alle Kosten. Moms letzte Behandlung hatte jeden Cent, den wir vorher vom Mund absparen mussten, verschlungen, sodass wir uns im Moment einfach keine weitere Arztrechnung leisten konnten.

»Gott wird schon alles richten, Ari. Mach dir keine Sorgen.« Moms Gottvertrauen hätte ich gern. Wenn es nicht so traurig gewesen wäre, hätte ich sogar lachen müssen. Ich glaubte schon lange nicht mehr an Gott oder Gerechtigkeit oder sonst an irgendjemanden außer mich selbst. Wenn ich Virginia zu einem Arzt bringen wollte, musste ich versuchen, mehr zu arbeiten, um das Geld zusammenzubekommen. So einfach war das. Natürlich

gab es eine Praxis, in der Leute ohne richtige Krankenversicherung in Notfällen umsonst behandelt wurden. Aber die definierten Notfall anders als ich. Ansonsten konnte man sich auf dieser Welt nur darauf verlassen, dass man im Stich gelassen wurde. Meinen Erzeuger kannte ich nicht, die Väter von Georgia, Savannah, Virginia, Dakota und Maine kannten wir zwar, aber sie kümmerten sich trotzdem nicht um ihre Töchter, selbst jetzt nicht, da Mom so krank war. Es interessierte sie einfach nicht. Auf Männer konnte man sich halt noch weniger verlassen als auf Frauen. Das sah man ja auch an meinem Bruder ... Aber vor ihm hatten wir noch mindestens zwei Jahre Ruhe. Denn er saß im Knast, ohne Chance auf Bewährung.

Nachdem ich die Kleinen, außer Virginia, die inzwischen ganz fröhlich vorm Fernseher saß, zum Schulbus gebracht, meiner Mutter und der Kleinen alles für den Tag bereitgestellt hatte, ging auch ich zur Schule. Allerdings konnte ich mich heute nicht wirklich konzentrieren, meine Gedanken schweiften während des Unterrichts immer wieder zur Jobsuche ab. Erst ein Kichern riss mich aus den Gedanken an meine Geldprobleme. Verunsichert sah ich auf und erblickte rundherum nur feixende Klassenkameraden sowie das erwartungsvolle Gesicht meines Mathelehrers. Ich hatte völlig vergessen, dass ich ja im Mathekurs saß, und wahrscheinlich hatte Mr. Davidson mich gerade etwas gefragt.

»Destiny Arizona Clark. Geh endlich an die Tafel und zeig uns den Rechenweg.« Seufzend stand ich auf und schlich nach vorn. Das konnte noch heiter werden. Ich hatte keine Ahnung, um welche Aufgabe es gerade ging, und weder einer meiner Mitschüler noch Mr. Davidson dachten daran, mir zu helfen. Sie genossen es viel zu sehr, mich zu demütigen. Niemand unterstütz-

te den Freak der Klasse. Die anderen Lehrer nicht und Mr. Davidson – der sadistische Mathelehrer – schon gar nicht, das zeigte ja schon, dass er mich bei meinem vollen Namen rief. Konnte er nicht Ari zu mir sagen? Das klang nicht ganz so furchtbar. Viele Schüler hatten Spitznamen, die er auch benutzte, nur mich musste er immer bei meinem richtigen Namen nennen. Er hasste mich regelrecht. Normalerweise war ich ein Ass in Mathe und hatte ihn schon mehr als einmal auf Fehler aufmerksam gemacht. Aber heute war ich zu abgelenkt gewesen, um überhaupt zu wissen, was er von mir wollte. Alle Mathekünste halfen nicht, wenn man die Aufgabe nicht kannte.

»Na wird es bald, Miss Clark? Die Rechnung bitte.« Er grinste mich so hämisch an, dass ich ihn am liebsten geschlagen hätte. Aber das kam natürlich nicht infrage.

»Tut mir leid, Mr. Davidson. Ich war kurz in Gedanken und habe die Aufgabenstellung verpasst.« Schuldbewusst sah ich nach unten und hoffte, er hatte Erbarmen mit mir. Ich brauchte einfach gute Noten, um mir nicht alle Chancen auf ein Collegestipendium zu verbauen, und wenn ich dafür ab und zu arschkriechen müsste, dann war das halt so. Stolz wäre in dieser Situation völlig unangebracht. Wer nichts hatte, konnte sich das nicht leisten. Doch Mr. Davidson kannte keine Gnade.

»Setzen, sechs.« Mehr sagte er nicht, und die halbe Klasse fing an zu lachen, während ich zurück zu meinem Platz schlich. Wie gern hätte ich diesem Arschloch die Meinung gesagt, aber ich schluckte es - wie so oft - herunter. Jetzt aufzubegehren würde alles nur noch schlimmer machen. Wen interessierten schon die Collegeträume eines Mädchens aus dem Trailerpark? Für die meisten stand sowieso fest, dass aus mir nie etwas werden würde.

Ich gehörte zum Abschaum der Gesellschaft, und so sehr ich meine Mutter liebte, mit den Namen, die sie meinen Geschwistern und mir gegeben hatte, war es nicht leichter, dagegen anzukämpfen. Wer außer ihr benannte seine Kinder denn auch nach Bundesstaaten und Städten, in die sie einmal reisen wollte, es aber doch nie schaffen würde?

Geschmack hatte sie nicht. Weder bei Männern noch bei Namen, aber sonst war sie wirklich eine gute Mutter. Sie riss sich den Arsch für uns Kinder auf, wenn sie gesund und dazu in der Lage war. Nur war sie zurzeit so schwach, dass sie kaum arbeiten konnte. Die letzte Chemo hatte sie richtig ausgeknockt, und außerdem musste jemand die Kinder betreuen, wenn ich in der Schule war. Das »Hope for Kids« - eine karitative Einrichtung, in der Kinder und Jugendliche aus finanzschwachen Familien Mittagessen, Hausaufgabenbetreuung und Freizeitangebote bekamen – war derzeit geschlossen. Mom war nicht zu stolz, um diese Hilfe anzunehmen. Ein Idiot war mit seiner Luxuskarre in das Haus gerast. Natürlich betrunken. Nun musste das Gebäude erst in Teilen wieder aufgebaut und der Rest renoviert werden, ehe die Kids wieder hinkonnten. Leider fehlte das Geld an allen Ecken und Enden, da der Verein nur von Spendengeldern lebte. Wenn wir Pech hatten, würde es Monate oder gar Jahre dauern, bis es erneut eröffnen konnte. Ich hatte mich selbstredend gleich als Helferin für die Renovierung gemeldet, aber die musste noch warten, zuerst waren die Schäden am Gemäuer dran. Bereits seit Tagen fragte ich mich auch, weshalb sich das so hinzog. Der Unfall war einige Wochen her und der Typ doch ganz bestimmt versichert, warum zahlte seine Versicherung dann nicht einfach alles? Wozu bezahlte man die sonst? Doch wenn ich so etwas sagte, lachten die Erwachsen mich nur aus. Dabei

war ich selbst eigentlich schon erwachsen. Immerhin war ich achtzehn. Und nur noch nicht im Abschlussjahr der Highschool, weil ich ein Jahr pausiert hatte, um mich um meine Mutter und die Kleinen zu kümmern, als es ihr richtig schlecht ging.

Die Vertrauenslehrerin hatte mir deswegen ins Gewissen geredet. Ihrer Meinung nach machte sich die Pause nicht gut im Zeugnis und würde mir bei dem Versuch, ein Stipendium zu bekommen, Probleme bereiten. Aber was hätte ich tun sollen? Sie waren meine Familie und brauchten mich, also gab es gar keine andere Lösung. Sollte ich meine - an Leukämie erkrankte - Mutter einfach im Stich lassen? Oder meine Geschwister? Den leisen Gedanken, dass ich auch gar nicht weggehen konnte zum Studieren, verdrängte ich immer wieder schnell, wenn er kam. Ein Jahr blieb mir noch bis zum Highschoolabschluss. Bis dahin hatte sich bestimmt ein Stammzellenspender gefunden und Mom wurde endlich wieder gesund. Dann konnte ich ganz ohne schlechtes Gewissen an eine gute Uni gehen und Medizin studieren. Mein Traum, Ärztin zu werden und Familien wie uns zu helfen, begleitete mich bereits seit Jahren. Viele hielten die Menschen im Trailerpark für Abschaum und sicherlich stimmte das auch teilweise. Ein paar Leute, die hier lebten, hatten ihre Situation selbst verschuldet, aber bei vielen war es einfach Pech. Das Leben in den USA war hart und der Traum vom Tellerwäscher zum Millionär erfüllte sich nur selten. Eher landeten Menschen aus der Mittelschicht wegen Arbeitslosigkeit oder Krankheit hier und mussten plötzlich in einem Wohnwagen hausen. Bei uns war es ja auch so. Bis Mom krank wurde, hatten wir noch in einer Fünfzimmerwohnung mit einem Minigärtchen gelebt. Derrik, der Vater von Maine, Virginia und Dakota, hatte bei uns gelebt und seinen Anteil zum Unterhalt der Familie geleistet. Er

hatte einen guten Job, Mom war halbtags arbeiten gegangen. Bis sich mit der Diagnose Leukämie von einem Tag auf den anderen alles geändert hatte. Derrik hatte angefangen zu saufen und seinen Job verloren, Mom war immer öfter zu schwach gewesen, um ihren Job ausführen zu können ... Dadurch waren wir hier gelandet und gezwungen gewesen, das Beste daraus zu machen. Wenn ich eins von meiner Mutter gelernt hatte, dann nie aufzugeben. Deshalb brachte ich auch den Rest des Schultages bestmöglich herum, ignorierte die dämlichen Sprüche meiner Klassenkameraden und beeilte mich, nach Schulschluss nach Hause zu laufen. Unterwegs kaufte ich noch schnell ein. Viel Geld hatte ich zwar nicht, aber für Nudeln mit Tomatensoße reichte es gerade so. Mr. Prayer, der Besitzer des Gemüseladens, in dem ich manchmal aushalf, winkte mich zu sich heran.

»Guten Tag, Mr. Prayer, kann ich Ihnen helfen?« Ich drückte heimlich die Daumen. Nicht nur, dass er gut bezahlte, er gab mir auch noch manchmal Obst und Gemüse extra mit. Vitamine waren so wichtig für Mom und auch für die Kinder.

»Hast du am Samstag Zeit? Ich muss zum Großmarkt, und meine Frau schafft es nicht allein im Laden.« Natürlich hatte ich da Zeit, begeistert sagte ich zu. Ganze acht Stunden Arbeit warteten auf mich, für die er mir achtzig Dollar versprach. Wer – außer ihm – zahlte einem Schulmädchen schon zehn Dollar pro Stunde? Die meisten versuchten sogar, unter dem Mindestlohn zu bleiben, schließlich gab es genug Menschen, die dringend einen Job suchten. Die Arbeitgeber waren nicht auf ein junges Mädchen wie mich angewiesen.

Ich verabschiedete mich und lief schnell weiter Richtung Trailerpark. Ich beeilte mich, damit die Kleinen Mom nicht zu sehr belasteten. Etwa hundert Meter vor dem Gebäude von ›Hope vor

Kids‹ blieb ich staunend stehen. Hier tat sich etwas. Mehrere Baumaschinen standen bereit, und es sah so aus, als wollten sie das Haus abreißen. Das durfte doch nicht wahr sein. Eine ganze Traube von Menschen hatte sich auf der Straße versammelt, und ein Mann mit Bauhelm, der vor dem Eingang auf einer Art provisorischer Bühne stand, erklärte irgendetwas. Ich musste unbedingt näher heran, um zu erfahren, was hier los war. Sie konnten das ›Hope‹, wie viele es nur nannten, doch nicht einfach abreißen. Für viele Kinder im Viertel würde das den endgültigen Absturz bedeuten. Ich wollte mir gar nicht vorstellen, dass die Kleinen wie Utah - mein Bruder - enden könnten. Er hatte sich mit den falschen Leuten eingelassen und krumme Dinger gedreht. Nun saß er deswegen im Knast und war dort auch noch einer Gang beigetreten. Seine Zukunft sah ich klar vor mir, und sie war alles andere als das, was ich für meine anderen Geschwister erhoffte.

So schnell es ging, drängelte ich mich nach vorne. Hoffentlich bekam ich das Wichtigste noch mit. Sonst musste ich mich auf den Klatsch der Leute verlassen, und ich wusste genau, dass da vieles verfälscht wurde. Der eine ließ etwas weg, der nächste übertrieb ein wenig und am Ende wurde etwas völlig anderes erzählt als die ursprüngliche Geschichte.

»... Der Neubau wird etwa vier Wochen dauern. Also kann ›Hope for Kids‹ in spätestens sechs Wochen - besser als jemals zuvor - neu eröffnet werden. Ich hoffe, damit die Schuld meines Sohnes ein bisschen wiedergutmachen zu können. Um seine Reue zu zeigen, wird er außerdem ein Jahr lang in den Semesterferien und an den Wochenenden hier mitarbeiten. Das ist viel sinnvoller als ihn ins Gefängnis zu schicken.« Die Menschen um mich herum fingen zu klatschen an, und der Mann, der gespro-

chen hatte, schob einen Jüngeren - wahrscheinlich seinen Sohn - nach vorne. Ich stand inzwischen fast vor ihnen und sah genau, wie der Sprecher dem anderen etwas zuflüsterte. Dieser nickte und lächelte gequält. Irgendwie sah er aus, als würde er sich ganz weit weg wünschen. Doch ich hatte kein Mitleid mit ihm. Was war ein Jahr hier aushelfen gegen den Schaden, den er angerichtet hatte? Ich half oft freiwillig im ›Hope‹ mit, einfach weil es eine gute Sache war.

Weiterlesen?

Hier endet die Leseprobe.

Wie es mit Ari und Dean weitergeht,
erfährst du im vollständigen Buch.
Das gibt es überall, wo es E-Books gibt, zum Beispiel hier:

Bei Amazon

Bei Thalia

Mehr zum Buch auf alina-jipp.de